

Die Ehe – ein Auslaufmodell?

Eine kritische Betrachtung im Lichte sozialwissenschaftlicher Forschungsbefunde

Rüdiger Peuckert



Rüdiger Peuckert

Während die sinkende Geburtenrate im Mittelpunkt des wissenschaftlichen und öffentlichen (politischen und medialen) Interesses steht, erfährt man nur wenig über den Bedeutungsrückgang und Bedeutungswandel der Institution Ehe. Dabei zeigen die Entwicklungen seit den 1970er Jahren unzweifelhaft: Die Institution Ehe macht eine Krise durch, ablesbar am Rückgang der Heiratsneigung, steigenden Ehescheidungsziﬀern, einer zunehmenden Indifferenz gegenüber der Institution Ehe und der Ausbreitung nichttraditionaler partnerschaftlicher Lebensformen.

1. Sinkende Attraktivität der Institution Ehe: Rückgang der Heiratsneigung

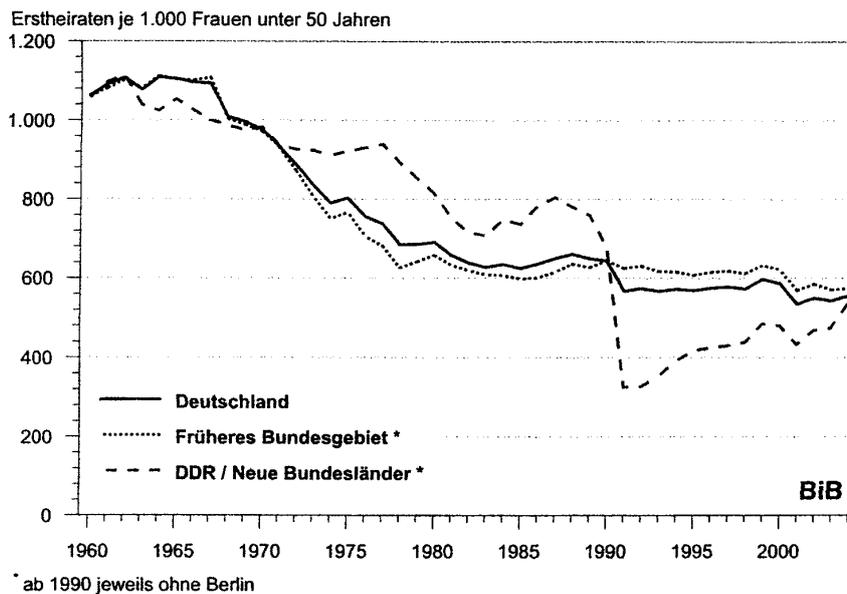
Seit dem „golden age of marriage“ Mitte der 50er bis Mitte der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, das sich durch hohe Geburtenzahlen oberhalb des Reproduktionsniveaus, niedrige Kinderlosigkeit, eine fast vollständige Verheiratung der Generationen, geringe Ehescheidungsziﬀern, ein niedriges Erstheiratsalter und einen frühen Beginn des Familienbildungsprozesses auszeichnete, hat die Ehe in der Bundesrepublik einen enormen Attraktivitätsverlust erfahren. 1960 wurden in Deutschland insgesamt noch 689.000 Eheschließungen gezählt. 2005 sind nur noch 388.000 Männer und Frauen den „Bund für’s Leben“ eingegangen.

Der Anteil der *dauerhaft ledig Bleibenden* – ablesbar an der Entwicklung der *zusammengefassten Erstheiratsziﬀer*, die (nach gängiger Definition) anzeigt, wie viel Prozent der Ledigen zumindest einmal in ihrem Leben heiraten würden, wenn die Heiratsintensität des jeweiligen Kalenderjahres über das gesamte heiratsfähige Alter bestehen würde – ist fast kontinuierlich angestiegen (vgl. Abb. 1). Nachdem die Jahre vor der Wiedervereinigung durch ein höheres Heiratsniveau in der ehemaligen DDR gekennzeichnet waren und zu Beginn der 1990er Jahre die Eheschließungszahlen in der sozialen Umbruchsituation in den neuen Bundesländern massiv einbrachen, haben sich die Verhältnisse zwischen dem alten und dem neuen Bundesgebiet inzwischen weitgehend angenähert. Unter den gegen-

Der Anteil der dauerhaft ledig Bleibenden ist fast kontinuierlich angestiegen

wärtigen Verhältnissen ist auf der Grundlage der zusammengefassten Erstheiratsziffern davon auszugehen, dass von den heute lebenden jüngeren Frauen (und Männern) in West- und Ostdeutschland nur noch 50%-60% zumindest einmal in ihrem Leben heiraten – ein für Friedens- und Wohlstandszeiten außerordentlich niedriger Wert.

Abb. 1: Zusammengefasste Erstheiratsziffern der Frauen, 1960-2004¹



¹ Die eigentlich unlogischen Periodenwerte über 1000, die eine sehr hohe Heiratsintensität anzeigen, gehen auf kriegsbedingte Nachholeffekte des Heiratsverhaltens in der Nachkriegszeit zurück.

Quelle: Grünheid 2006: 21

Allerdings sind, streng genommen, auf der Basis der zusammengefassten Erstheiratsziffern aus methodischen Gründen nur Vergleiche mit den Vorjahren bzw. mit anderen Ländern zulässig. Sie können aufgrund ihrer Berechnung nicht als Anteil der jemals Heiratenden bzw. der dauerhaft ledig Bleibenden interpretiert werden. Will man wissen, wie hoch die Heiratsneigung tatsächlich ist, muss man methodisch aufwändigere Heiratstafeln berechnen. Auch nach den Berechnungen anhand von *Heiratstafeln* hat die Erstheiratsneigung seit den 1970er Jahren deutlich nachgelassen. Nach Schätzungen des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung wird in Westdeutschland voraussichtlich fast jede(r) Dritte ledig bleiben (BiB 2004).

Wenn überhaupt, dann wird immer später geheiratet. Seit dem „golden age of marriage“ hat sich das *durchschnittliche Erstheiratsalter* bei den Männern und Frauen bis 2005 um jeweils etwa 8 Jahre auf nunmehr 32,6 bzw. 29,6 Jahre erhöht, wozu verschiedene Gründe beigetragen

durchschnittliches
Erstheiratsalter bei den
Männern und Frauen
bis 2005 um jeweils 8
Jahre erhöht

haben: Die Ausbildungszeiten und das Alter bis zur beruflichen Etablierung haben sich erhöht, die meisten Paare leben schon einige Jahre vor der Eheschließung unverheiratet zusammen, und viele Paare heiraten erst nach der Geburt eines Kindes, die ebenfalls immer später erfolgt.

Es wird nicht nur immer seltener und später geheiratet. Die nachlassende Attraktivität der Institution Ehe zeigt sich auch an rückläufigen *Wiederverheiratungsziffern Geschiedener*. 1975 lag die Wiederverheiratungsbereitschaft der Frauen und Männer noch bei 66%. Unter heutigen Verhältnissen ist davon auszugehen, dass nur noch etwa jeder zweite Geschiedene erneut eine Ehe eingeht (Grünheid 2006). Die gleichzeitig stark angestiegene Zahl Geschiedener in nichtehelichen Lebensgemeinschaften spricht dafür, dass besonders das unverheiratete Zusammenleben als Paar nicht nur immer häufiger eine Alternative zur Erstehe, sondern auch zur Zweitehe geworden ist (Peuckert 2005).

Wiederverheiratungsziffern
Geschiedener

2. Zunehmende Distanz und Gleichgültigkeit gegenüber der Institution Ehe

Die geringe (und sinkende) Attraktivität der Institution Ehe lässt sich auch anhand von Einstellungsmessungen nachweisen. In der „Population Policy Acceptance Study“ (PPAS) des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, einer repräsentativen Erhebung bei mehr als 4.100 Deutschen im Alter zwischen 20 und 65 aus dem Jahr 2003, findet sich eine wachsende *Distanz zur bzw. Gleichgültigkeit gegenüber der Ehe* (Dorbritz 2004). Zwar hält nur jeder vierte Deutsche – mehr Frauen als Männer – die Ehe für eine „überholte Einrichtung“ (vgl. Tab. 1). Doch ein zunehmender Ablehnungstrend ist nicht zu übersehen, der besonders bei den Jüngeren ausgeprägt ist und für die Zukunft einen weiteren Anstieg der Distanz gegenüber der Ehe erwarten lässt. In der Altersgruppe 20 – 29 halten bereits 38% der westdeutschen und 41% der ostdeutschen Männer die Ehe für eine überholte Einrichtung, in der Altersgruppe 30 – 39 sind es 30% bzw. 37%. Auch nach den Ergebnissen der neuesten Shell Jugendstudie 2006 ist Heiraten nur noch bei 41% der befragten Jugendlichen im Alter zwischen 12 und 25 „in“ (Hurrelmann u.a. 2006).

Distanz zur bzw.
Gleichgültigkeit gegenüber
der Ehe

Um in Partnerschaft zu leben, wird die Ehe immer seltener *als Notwendigkeit* angesehen. Eine überragende Mehrheit der Befragten (86%) stimmt der Aussage „Es ist in Ordnung, wenn ein Paar zusammenlebt ohne die Absicht zu heiraten“ zu. Gerade noch 12% finden, dass „das Zusammenleben von Mann und Frau nur in einer Ehe akzeptabel ist“. Selbst bei dauerndem Zusammenleben plädieren heute nur 39% der Westdeutschen und 27% der Ostdeutschen zwischen 18 und 30 für eine Heirat (Statistisches Bundesamt 2004). Die zunehmend gleichgültige bis kritische Einstellung gegenüber der Institution Ehe geht mit einer wachsenden *Tolerierung „neuer“ Lebensformen* einher. Nur noch jeder Vierte – von den jüngeren Be-

Tolerierung „neuer“
Lebensformen

fragten zwischen 20 und 29 sogar nur jeder Siebte – bewertet die steigende Zahl unverheirateter Paare negativ.

Tab. 1: Zustimmung und Ablehnung zu Aussagen über die Einstellungen zur Ehe in Deutschland, 2003, Population Policy Acceptance Study (Angaben in %)

Aussage	Zustimmung	Ablehnung
1. Die Ehe ist eine überholte Einrichtung	24	76
2. Das Zusammenleben von Mann und Frau ist nur in einer Ehe akzeptabel	12	88
3. Es ist in Ordnung, wenn ein Paar zusammenlebt ohne die Absicht zu heiraten	86	14
4. Personen, die Kinder haben wollen, sollten heiraten	46	54

Quelle: Dorbritz u.a. 2005: 32 (gekürzt)

Auch in explorativen Untersuchungen finden sich deutliche Hinweise auf eine sich ausbreitende *Indifferenz gegenüber der Ehe* – auf ihren sinkenden Symbolwert. In der qualitativen Studie von Spiegel (1986: 235) gab es selbst unter den Verheirateten niemanden, der glaubte, dass „eine formelle Eheschließung noch irgendeinen Einfluss auf die moralische und emotionale Qualität einer Beziehung, dass sie noch ‚wirkliche und erlebbare‘ Wirkungen haben könnte“. Heiraten als biographische Selbstverständlichkeit findet sich ausgeprägt nur noch im ländlichen Milieu und im Arbeitermilieu, die wachsende Gleichgültigkeit gegenüber der Institution Ehe (und erst recht ihre Ablehnung) am häufigsten im großstädtischen Akademikermilieu (Burkart u.a. 1989).

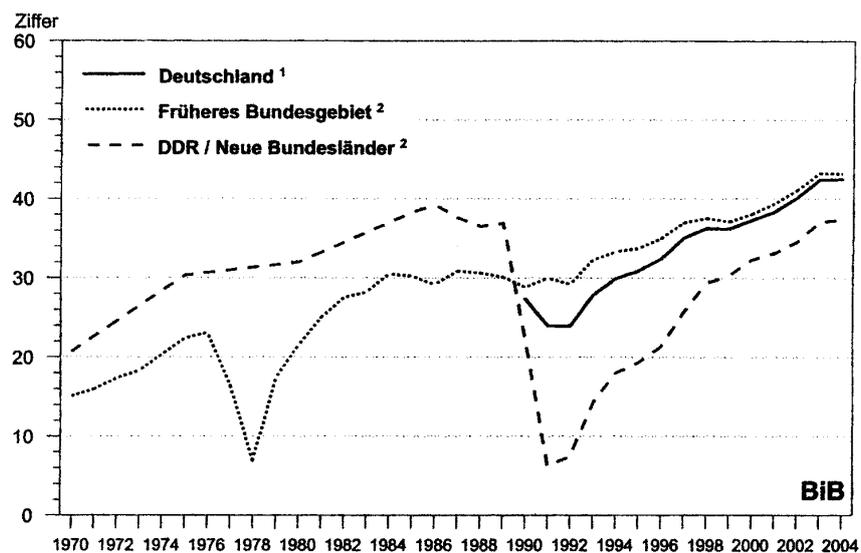
3. Wachsende Instabilität von Ehen

Ein massiver kultureller Geltungsverlust des herkömmlichen, auf Dauerhaftigkeit setzenden Ehemodells zeigt sich auch an den seit Jahrzehnten steigenden *Ehescheidungszi*ffern. Die Scheidung wird immer häufiger als „normale“, legitime Form ehelicher Konfliktlösung – als etwas „Alltägliches“ – und immer seltener als moralisches Versagen der Ehepartner interpretiert. 74% der West- und 81% der Ostdeutschen halten „eine Scheidung im Allgemeinen für die beste Lösung, wenn ein Paar seine Eheprobleme nicht lösen kann“ (Allbus 2002). In der Studie von Nave-Herz u.a. (1990) waren von den Geschiedenen, die vor 1966 geheiratet hatten, noch 56% der Ansicht, dass „die Ehe ein Bund für’s Leben ist und dass man daran denken sollte, auch wenn man nicht mehr zufrieden ist“. Auf die Geschiedenen der Heiratskohorte 1976-1988 traf dies nur noch zu 20% zu. In den Mittelpunkt rücken immer mehr individuelle Glückserwartungen (angestrebte eigene Befriedigungen, das persönliche Glück), während der Verpflichtungs- und Verbindlichkeitscharakter der Institution Ehe schwindet. Nach Ansicht des US-Forschers Furstenberg (1987) ist die Scheidung sogar quasi institutionalisiert worden. Es sind neue soziale Normen entstanden, die die Scheidung unter bestimmten Bedingungen nicht nur akzeptabel, sondern unerlässlich machen. „Wir bewegen uns von einem Heiratssystem, das von den Indi-

viduen verlangte, auch dann verheiratet zu bleiben, wenn sie sich nicht länger liebten, zu einem System, das sie im Grund zur Auflösung ihrer Beziehungen auffordert, sobald sie nicht mehr in starkem Maße emotional beteiligt sind“ (Fursenberg 1987: 30). Das Gebot der Stunde heißt: Lieber die Ehe beenden als von den Glückprojektionen Abstriche zu machen und Mängel in Kauf zu nehmen.

Im Jahr 2004 betrug die *zusammengefasste Ehescheidungsnummer* für Deutschland 42,5. Das heißt: Würde die Scheidungshäufigkeit über eine Ehedauer von 25 Jahren auf dem Niveau des Jahres 2004 verbleiben, dann würden in Deutschland 42,5% aller Ehen geschieden werden (in Westdeutschland 43% und in den Neuen Bundesländern 37%). Im früheren Bundesgebiet ist die Scheidungsneigung stetig angestiegen, unterbrochen lediglich durch einen tiefen Einschnitt Ende der 1970er Jahre, als mit der Einführung des neuen Scheidungsrechts verfahrensrechtliche Änderungen zu Verzögerungen führten (vgl. Abb. 2).

Abb. 2: Zusammengefasste Scheidungsnummer, Ost- und Westdeutschland, 1970 bis 2004



1 Aufgrund der unterschiedlichen rechtlichen Rahmenbedingungen für Scheidungen wurde auf einen Ausweis der zusammengefassten Scheidungsnummer für Deutschland vor 1990 verzichtet.

2 ab 1991 jeweils ohne Berlin

Quelle: Grünheid 2006: 31

Auch in der ehemaligen DDR bzw. in den neuen Bundesländern ist nach einem rapiden Rückgang der Scheidungszahlen als Folge des Transformationschocks und der Umstellung der Gerichte auf das bundesrepublikanische Scheidungsrecht (z.B. Einführung eines Trennungsjahres) seit 1992 ein schneller und kontinuierlicher Wiederanstieg des Scheidungsniveaus bis nahe an das westliche Niveau zu verzeichnen.

Die durchschnittliche Ehedauer der geschiedenen Ehen lag in Deutschland im Jahr 2004 bei 13,4 Jahren. In allen Ehejahren ist ein kontinuierlicher Anstieg des Scheidungsniveaus erkennbar. Die höchste Scheidungshäufigkeit zeigt sich heute für eine Ehedauer zwischen 5 und 9 Jahren mit einem Scheidungsgipfel im fünften Ehejahr (Grünheid 2006). Da sich immer stärker auch das *Verhaltensmuster der späten Scheidung* – nach dem 20. Ehejahr – abzeichnet, gibt es heute zwei typische Zeitpunkte, in denen Ehen scheitern: beim Schritt vom Paar zur Familie und beim Schritt von der Familie zum Paar (Peuckert 2005).

4. Ausbreitung nichtkonventioneller partnerschaftlicher Lebensformen

Die Krise betrifft in erster Linie die Institution der lebenslangen, monogamen Ehe, nicht aber das *Zusammenleben als Paar* generell. So wird der Rückgang der Heiratsquote zu einem erheblichen Teil durch die Zunahme unverheirateter Paare ausgeglichen. Klein (2005) weist anhand von Daten einer Repräsentativbefragung (Fertility and Family Survey 1992) nach, dass seit Ende der 1970er Jahre unter jungen Erwachsenen (unter 35) die Anzahl neu gegründeter nichtehelicher Lebensgemeinschaften die Zahl der neu geschlossenen Ehen übersteigt. Dabei dürfte mit dem Fortschreiten des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses das Bedürfnis nach Intimität und emotionaler Absicherung weiter zunehmen.

Dieser Trend hin zu *nichtehelichen Formen des Zusammenlebens* zeigt sich besonders ausgeprägt im großstädtischen Milieu. Die überwiegende Mehrheit der von Schmidt u.a. (2006) in ihrer aktuellen Studie „Spätmoderne Beziehungswelten“ befragten 30-jährigen Hamburger – Männer wie Frauen – lebt in nichtkonventionellen Beziehungen (vgl. Tab. 2). Das getrennte Zusammenleben (LAT) und das unverheiratete Zusammenwohnen (NEL) sind in dieser Gruppe längst der Regelfall geworden. Nur eine Minderheit von 16% ist verheiratet. Hingegen waren unter den 1942 Geborenen schon 69% und unter den 1957 Geborenen 39% im Alter von 30 Jahren verheiratet. Die beschriebenen Trends des frühen Erwachsenenalters setzen sich auch im mittleren Erwachsenenalter – in der traditionellen Familienphase – fort. Von den heute 60-Jährigen waren 62% mit 45 Jahren verheiratet, von den heute 45-Jährigen sind es nur 43%.

Tab. 2: Beziehungsformen im Alter von 30 Jahren nach Generation, 2002, Hamburg (in %)

Beziehungsform ¹	Geburtsjahrgang		
	1942 (60-Jährige)	1957 (45-Jährige)	1972 (30-Jährige)
Single	17	19	29
LAT	5	26	26
NEL	10	16	29
Ehe	69	39	16
Zusammen	101	100	100

1 Single: keine feste Beziehung; LAT: feste Beziehung, getrennt wohnend („getrennt Zusammenleben“, „living apart together“); NEL: feste Beziehung, zusammen wohnend („unverheiratet Zusammenwohnen“; nichteheliche Lebensgemeinschaft), Ehe: feste Beziehung, verheiratet

Quelle: Schmidt u.a. 2006: 25

Aber es findet sich nicht nur eine Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen auf Kosten der Ehe. Auch das Single-Phänomen im Sinne von *Partnerlosigkeit* ist auf dem Vormarsch. Die Daten des Familiensurveys 2000 des DJI bestätigen eindrucksvoll die Singularisierungsthe- **Partnerlosigkeit ist auf dem Vormarsch** se, die behauptet, dass ein immer höherer Anteil von Personen ohne feste(n) Partner(in) lebt (Brüderl 2004). In Westdeutschland lebten im Alter von 30 Jahren in der Geburtskohorte (1944-57) 21% ohne Partner/in, in der Kohorte (1958-67) 32% und in der jüngsten Kohorte (1968-82) 38%. Und auch in Ostdeutschland lässt sich seit Anfang der 1990er Jahre ein Rückgang der Bindungsquote feststellen. Dabei ist die *Beziehungsbereitschaft*, **Beziehungsbereitschaft ungebrochen** vertraut man Umfragedaten, ungebrochen (Schmidt u.a. 2006). Für etwa 95% der 30-, 45- und 60-jährigen Hamburger ist die feste Zweierbeziehung – meist in monogamer Form – gleichermaßen die gewünschte wie ideale Art und Weise, das Leben zu gestalten.

5. Bedeutungswandel der Institution Ehe

Nach Ansicht der Oldenburger Soziologin Nave-Herz (1989) hat die Ehe zeitgeschichtlich einen Bedeutungswandel, eine Sinnverschiebung erfahren. Die romantische Liebesheirat, die die (vorwiegend aus wirtschaftlichen **kindorientierte Eheschließung** Gründen geschlossene) vorindustrielle „Zweckehe“ im Verlauf des Industrialisierungsprozesses abgelöst hat, ist seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts durch eine *kindorientierte Eheschließung* ersetzt worden. Informelle Beziehungen werden immer häufiger erst dann legalisiert, wenn ein Kind gewünscht wird oder bereits unterwegs ist.

Nach neueren Untersuchungsbefunden muss die These von der kindorientierten Ehegründung allerdings relativiert werden. Die *Nichtehelichenquote* (nichtehelich geborene Kinder je 100 Lebendgeborene) unterliegt **Nichtehelichenquote** in Deutschland seit Jahrzehnten einem nahezu ungebrochen ansteigenden Trend und betrug im Jahr 2005 29%. Mit 23% (West) und 59,5% (Ost) ist 2005 das höchste Niveau seit 1950 erreicht, wobei zwischen Ost- und Westdeutschland nach wie vor ein eindrucksvoller Niveauunterschied besteht.

Auch auf der Einstellungsebene ist deutlich eine Erosion des Verweisungszusammenhangs „wenn Kind, dann Ehe“ zu erkennen. In der Population Policy Acceptance Study aus dem Jahr 2003 war nicht einmal jeder Zweite (46%) der Ansicht, dass „Personen, die Kinder haben wollen, heiraten sollten“ (Dorbritz 2004). Eine knappe Mehrheit tolerierte die Entkoppelung von Ehe und Kinderhaben. Auch im Allbus 2002 sahen nur 38% der Befragten im Alter zwischen 18 und 45 ein Kind als Grund für eine Heirat an. Häufig müssen andere Anlässe –

neben dem Kinderwunsch – hinzukommen, um die auf Liebe beruhende Partnerschaft in eine eheliche Gemeinschaft zu überführen.

Auch im Bamberger-Ehepaar-Panel nannte nur jedes zweite junge Ehepaar in West- und jedes vierte in Ostdeutschland als Heiratsmotiv „weil ich Kinder haben möchte“ (Vaskovics/Rost 1995). Viele versprachen sich von der Ehe mehr „Sicherheit und Geborgenheit“ oder „wollten ein richtiges Familienleben führen“. Die in der qualitativen Studie von Matthias-Bleck (1997) Interviewten versprachen sich von der Ehe mehr Dauerhaftigkeit und Entlastung von Unsicherheiten und Unklarheiten in der Beziehung. Für viele stellte sie auch ein Abgrenzungssymbol für den Übergang zur eigenen Ehe/Familie dar.

6. Ursachen für die Krise der Institution Ehe

Die wichtigste Ursache für den Bedeutungsrückgang der Institution Ehe ist der steigende Wohlstand in westlichen Gesellschaften, der dazu geführt hat, dass konkurrierende Optionen zahlreiche einst bindende Restriktionen entfallen sind, dass man immer mehr eine Wahl treffen kann zwischen *konkurrierenden Optionen* („Konkurrenz der Genüsse“). Die mit der Eheschließung verbundenen Vorteile haben abgenommen, und das Alleinwohnen und das unverheiratete Zusammenleben und Getrenntleben als Paar sind als Folge gestiegener Bildung, der Wohlstandsentwicklung und der Liberalisierung der Sexualmoral kulturell akzeptabler geworden.

Besonders ein hoher Bildungsabschluss, aber auch eine gehobene Berufsposition und ein höheres Einkommen sind günstige Voraussetzungen für die Ausprägung *postmaterialistischer (individualistischer) Werte*, die sich negativ auf die Eheschließungsbereitschaft und die Bindungskraft der Ehe auswirken und zur steigenden Scheidungshäufigkeit und zur Pluralisierung der Lebensformen beitragen (Dorbritz u.a. 2005). Da für Postmaterialisten im Vergleich zu Materialisten empirisch nachweisbar Ehe (und Kinder) als Lebenssinn von relativ geringer Bedeutung sind, kann mit Bertram (1992: 232) „davon ausgegangen werden, dass das Aufkommen dieser Wertmuster einiges zur Veränderung von Ehe und Familie sowohl in der west- als auch in der ostdeutschen Gesellschaft beigetragen hat“.

Gefragt nach den *Gründen für die niedrige Heiratshäufigkeit* (bzw. für die späten Eheschließungen) nennen die Befragten in Deutschland neben der sinkenden Wertschätzung der Ehe und der zunehmenden Akzeptanz von nichtehelichen Lebensgemeinschaften vor allem den wachsenden Wunsch junger Menschen nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit (vgl. Tab. 3). Ostdeutsche bewerten stärker wirtschaftliche Gründe, wie die wachsenden Probleme für junge Menschen, eine Arbeit zu finden oder die für eine Heirat zu niedrigen Einkommen. In den alten Bundesländern wird häufiger auf die starke Betonung von Selbstverwirklichung und individualistischen Orientierungen als Grund für die niedrigen Heiratszahlen verwiesen.

Tab. 3: Gründe gegen Eheschließungen bzw. für späte Eheschließungen für Personen zwischen 20 und 39 Jahren nach verschiedenen Merkmalen 2003 (Anteile der „sehr wichtig“ und „wichtig“ Antworten in %)

Gründe gegen Eheschließungen bzw. für späte Eheschließungen	Deutschland		
	insges.	Männer	Frauen
Die Probleme für junge Menschen, eine Arbeit zu finden	74	73	74
Die sinkende Wertschätzung der Ehe	57	56	59
Die Möglichkeit intimer Beziehungen auch außerhalb der Ehe	51	50	51
Die zunehmende Akzeptanz von nichtehelichen Lebensgemeinschaften	62	59	65
Der wachsende Wunsch junger Menschen nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit	76	74	77

Quelle: Dorbritz 2004: 355 (gekürzt) (Population Policy Acceptance Study)

Auch die gestiegenen *Mobilitätsanforderungen* (besonders die geforderte Berufsmobilität) fördern das Alleinleben und die Ehelosigkeit. Die langfristige (eheliche) Festlegung auf einen Partner bzw. auf eine Partnerin wird zunehmend strukturell erschwert. Für den Rückgang der Heiratsneigung der Frauen spielt auch der *Wandel der Frauenrolle* eine herausragende Rolle. Die gestiegene weibliche Bildungs- und Erwerbsbeteiligung hat dazu geführt, dass sich die Unabhängigkeit der Frauen erhöht hat, die heute immer weniger auf eine Versorgung durch einen Partner angewiesen sind und weniger von der traditionellen Arbeitsteilung in der Ehe profitieren als die Männer. Frauen sehen ihre Lebensperspektive häufiger in einer dauerhaften, qualifizierten Berufstätigkeit. Lebensstile und Beziehungsformen außerhalb der Ehe versprechen ihnen einen erhöhten Verhandlungsspielraum gegenüber dem Partner. Somit überrascht nicht, dass sich berufstätige, hoch qualifizierte Frauen am entschiedensten gegen die Ehe aussprechen (Wirth/Schmidt 2003).

Zum Rückgang der Eheschließungsneigung hat sicherlich beigetragen, dass sich die Grundlagen von Liebesbeziehungen gewandelt haben. An die Stelle der romantischen Liebe, die eine lebenslange Verbindung impliziert, treten nach Giddens (1993) immer häufiger *reine (intim-expressive) Beziehungen* („pure relationships“), deren Hauptzweck die emotionale Befriedigung der Partner ist und die nur um ihrer selbst willen begründet und aufrecht erhalten werden. Sie bestehen so lange, wie beide Partner dies als befriedigend ansehen. Die reine Beziehung ist eine vollkommen psychologisierte Beziehung, und die auf Dauer angelegte Ehe ist für diese Art befristeter Beziehungen eher hinderlich. Dauert der Trend an, so ist damit zu rechnen, dass die Zahl der Eheschließungen weiter zugunsten nichtehelicher, leichter revidierbarer Paarbeziehungen und anderer zeitlich nicht festgelegter Beziehungsformen sinken wird.

Deutliche Anzeichen hierfür finden sich bei den Hamburger Befragten. Die Fluktuation von Beziehungen ist von Generation zu Generation gestiegen. Die Beziehungen sind serieller und damit zwangsläufig auch kürzer geworden. Die 30-Jährigen haben bereits mehr feste Beziehungen im Verlaufe ihres (viel kürzeren) Lebens als die 45-Jährigen und 60-Jährigen. Und da die Partnerschaften

immer serieller werden und Beziehungen meist nicht übergangslos aufeinander folgen, nehmen auch automatisch die Singleperioden zu. 30% der Trennungen führen direkt in eine neue Beziehung, 70% in eine Singleperiode. „Durch den häufigeren Partnerwechsel in der jüngeren Generation erhöht sich die Zahl derer, die gerade mal wieder alleine sind. Der Anteil der Singles in einer sozialen Gruppe ist heute ein indirektes Maß für die Fluktuation von Beziehungen“, gewissermaßen ein Nebenprodukt serieller Beziehungen (Schmidt u.a. 2006: 24).

7. Fazit

Auffallend ist in Deutschland eine wachsende Indifferenz gegenüber der Ehe, verbunden mit einem stark sinkenden Heiratsniveau. Die Heirat ist immer mehr zu einer *individuell zu begründenden Entscheidung* geworden und folgt immer seltener verbindlichen Mustern. Die Ehe als *kulturelle Selbstverständlichkeit* ist vor allem noch in ländlichen Gebieten bei niedrigen Statusgruppen anzutreffen. Die Ehe besitzt hier eine hohe Legitimität, so dass über eine mögliche Heirat kaum reflektiert wird. Besonders in gebildeten Kreisen findet sich dagegen, setzt man sich überhaupt mit dem Thema Heirat auseinander, immer häufiger die Ehe und Heirat als *ambivalente Entscheidung*. Kennzeichnend für den länger andauernden Entscheidungsprozess sind Unsicherheiten und Ambivalenzen. Vermutlich wird dieser Typ in Zukunft noch bedeutsamer werden, denn seit den 1960er Jahren hat sich eine Kultur der Selbstthematizierung, eine Kultur des Zweifels und der biographischen Problematisierung entwickelt (Burkart 2006). Lebensweltliche Gewissheiten sind aufgeweicht und stehen unter Problematisierungsdruck. Die lebenslange Festlegung auf einen Partner wird zum Problem, so dass das Ergebnis des Entscheidungsprozesses immer häufiger auf einen Verzicht auf die Eheschließung (und auf Kinder) hinausläuft.

Literatur

- Bertram, H. (Hrsg.) 1992: Die Familie in den neuen Bundesländern. Opladen.
 BiB (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung) 2004: Bevölkerung. Wiesbaden.
 Brüderl, J. 2004: Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 19: 3-10.
 Burkart, G. 2006: Zaudernde Männer, zweifelnde Frauen, zögernde Paare: Wer ist Schuld an der Kinderlosigkeit? In: Berger, P.A./Kahlert, H. (Hrsg.): Der demographische Wandel. Frankfurt/New York.
 Burkart, G. u.a. 1989: Liebe, Ehe, Elternschaft. München.
 Dorbritz, J. 2004: Demographisches Wissen, Einstellungen zum demographischen Wandel und Ursachen des Geburtenrückgangs. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 29: 329-361
 Dorbritz, J. u.a. 2005: Einstellungen zu demographischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken. Ergebnisse der Population Policy Acceptance Study in Deutschland. Wiesbaden.
 Furstenberg, F. F. 1987: Fortsetzungsehen. In: Soziale Welt 38: 29-39

- Giddens, A. 1993: *Wandel der Intimität*. Frankfurt a. M.
- Grünheid, E. 2006: Die demographische Lage in Deutschland 2005. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 31, 1: 3-104
- Hurrelmann, K. u.a. 2006: *Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck*, hrsg. von Shell Deutschland Holding. Frankfurt a. M.
- Klein, T. 2005: *Sozialstrukturanalyse*. Reinbek bei Hamburg.
- Matthias-Bleck, H. 1997: *Warum noch Ehe? Erklärungsversuche der kindorientierten Eheschließung*. Bielefeld.
- Nave-Herz, R. 1989: Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Nave-Herz, R./Markefka, M. (Hrsg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 1: Familienforschung*. Neuwied/Frankfurt a. M.: 211-222
- Nave-Herz, R. u.a. 1990: *Scheidungsursachen im Wandel*. Bielefeld.
- Peuckert, R. 2005: *Familienformen im sozialen Wandel*. 6. Aufl. Wiesbaden.
- Schmidt, G. u.a. 2006: *Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden.
- Spiegel, E. 1986: *Neue Haushaltstypen*. Frankfurt a. M./New York.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 2004: *Datenreport 2004*. Bonn.
- Vaskovics, L./Rost, H. 1995: Junge Ehepaare in den alten und neuen Bundesländern – Ein Vergleich. In: Nauck, B. u.a. (Hrsg.): *Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch*. Stuttgart: 137-153
- Wirth, H./Schmidt, S. 2003: Bildungspartizipation und Heiratsneigung. In: *ZUMA-Nachrichten* 52: 89-124

